

Nr. 171. Bromberg, den 9. Oktober 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(Schluß.)

17.

Zwei Tage später waren der Geheimrat und seine Tochter in Berlin. Von Jost von Ryssow, den er in seiner Wohnung aufgesucht, hatte der Geheimrat erfahren, daß Torunn in der Privatklinik des Doktor Söllmann in Westend, Hubertusallee 68, lag. Das Auto, das der Geheimrat vor Ryssows Wohnung hatte warten lassen, brachte ihn nach Westend hinaus. Dr. Söllmann empfing den Besucher im Wartezimmer der Klinik, nahm ihm gegenüber Platz, ließ sich berichten, worum es sich handelte. Dann sagte er:

„Ich bin in der angenehmen Lage, Herr Geheimrat, eine günstige Auskunft geben zu können. Ich will alle medizinisch-technischen Einzelheiten ausschalten und nur soviel sagen: als ich den Doktor Torunn hierher brachte, glaubte ich nicht daran, daß er die nächste Nacht überleben würde. Eine sofort von mir vorgenommene genaue Untersuchung ergab jedoch insofern ein günstiges Ergebnis, als die Kugel entgegen meiner ursprünglichen Befürchtung den rechten Lungenflügel nicht zerrissen, sondern nur angekratzt hatte und noch steckte. Eine augenblickliche Operation war also unerläßlich. Ich nahm sie vor, obwohl der Patient sie wegen der großen Schwäche und des starken Blutverlustes ohne Narkose überstehen mußte. Sie gelang. Nun kam alles darauf an, ob er die Krise überstehen würde. Gestern nachmittags setzte sie ein — heute früh war die Kraft des Fiebers gebrochen. Doktor Torunn wird allerdings ein paar Monate bis zur völligen Genesung brauchen. So viel kann ich jedoch heut schon versichern — er ist über den Berg!"

Der alte Herr war erregt aufgestanden. Seine Stimme zitterte ein wenig.

„Herr Doktor, das ist . . . Also nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Mitteilungen und für alles, was Sie an Torunn getan. Sagen Sie — darf er Besuch empfangen?"

„Er ist naturgemäß noch sehr schwach, aber bei voller Besinnung. Herr Geheimrat wünschen ihn natürlich gleich zu sprechen?"

„Ich — ja selbstredend auch. Vorher aber meine Tochter. Sie ist nämlich mit Torunn verlobt! Vorläufig nicht öffentlich; ja; aber diese Heimlichkeit hat jetzt natürlich ein Ende. Und nun sitzt sie im Hotel und wartet angstvoll, was ich für Nachrichten bringe. Darf ich sie gleich herkommen lassen?"

„Wenn die Verhältnisse so liegen, erhebe ich keinen Einwand. Nur diesen Vorbehalt mache ich: die Unterhaltung darf den Patienten nicht im ungünstigen Sinne erregen."

„Dafür übernehme ich jede Verantwortung, Herr Doktor. Darf ich also meine Tochter jetzt benachrichtigen? Dank. Wo ist der Apparat? Ah, dort auf dem kleinen Tische."

„Bitte Steinplatz einhundertsiebenundvierzig neununddreißig — nein, nicht sechsundzwanzig elf, sondern einhundertsiebenundvierzig neununddreißig . . . ja, Fräulein, diesmal haben Sie es getroffen! — Eden-Hotel? Hier ist Geheimrat von Laar . . . Ich möchte sofort meine Tochter sprechen — Zimmer zweiundfünfzig bis vierundfünfzig . . . Martine? Höre: Ich bin hier in der Klinik, in der Torunn liegt. Er hat die Krise überstanden; er wird wieder gesund werden . . . Ganz gesund, ja . . . In ein paar Monaten . . . Nein, ich gebe dir mein Wort, daß ich dir keine falschen Mitteilungen mache; der Arzt hat es mir eben ausdrücklich bestätigt, daß jede Gefahr vorüber ist. — Ja, wir können wieder aufatmen. Und noch mehr: Torunn darf Besuch empfangen . . . Ja, heute schon, ich habe ihn noch nicht gesprochen, erst magst du es tun . . . Gott, Kind, ich habe so meine Gründe dazu; ich meine auch, es ist richtiger so . . . Na, Martine, das solltest du doch in all diesen Tagen gemerkt haben, daß er mir nahesteht wie mein eigener Sohn; und . . . Also nimm dir sofort ein Auto und komm heraus: Klinik des Doktor Söllmann, Westend, Hubertusallee achtundsechzig . . . Hubertusallee ja, in längstens einer halben Stunde kannst du wohl hier sein . . . Gut, bis nachher also!"

Der Geheimrat von Laar wanderte rastlos, die Hände auf dem Rücken übereinander geschlagen, in dem Wartezimmer hin und her. Auf dem Kamin tickte eine wunderhübsch bemalte Porzellanuhr; wie eilfertige silberne Tropfen fiel es unabläßig eintönig in das tiefe Schweigen.

Die Zeit wurde ihm nicht lang. Er hatte viel zu denken. Vor ein paar Minuten war Martine eingetroffen; hatte kaum das Zimmer hier betreten — da schoß es ihr feucht in die Augen; und sie warf sich dem Vater an die Brust. Sie war doch im Herzen noch ein prachtvoll junger Mensch! Und was mochte sie die beiden Tage gelitten haben!

Dann erschien Dr. Söllmann und führte sie zu Torunn.

„Aber eine Viertelstunde nur, wenn ich bitten darf, gnädiges Fräulein. Für das erstemal wenigstens; allmählich läßt sich dann das ja steigern. Die diensttuende Schwester wird das Zimmer selbstverständlich so lange verlassen. Sie können mit Ihrem Herrn Verlobten also ganz ungestört sprechen!"

„Mit Ihrem Herrn Verlobten?" . . . Sie stand schon in der Tür; nun wandte sie noch einmal den Kopf zu dem Vater zurück. Was da alles in ihrem Blick lag: Verwirrung, Erschrecken, Ungläubigkeit und eine Seligkeit, die . . . . Der alte Herr wußte, diesen Blick würde er nie vergessen! Erst in dieser Sekunde hatte seine Tochter die letzte trennende Schranke zwischen ihnen beiden fallen lassen! Erst in dieser Stunde wurde sie ganz sein Mädel, seine Martine! . . . in eben derselben Stunde, da ein anderer, der da drinnen, sie ihm für immer nahm!

Nun war es also so weit.

Jetzt war auch die Martine ihrem Schicksal verfallen. Eine Liebe, die ihre Prüfung bereits überstanden hatte, die geläutert war in Gefahr des Leibes und der Seele. Zwei reifgewordene Menschen reichten einander die Hand, um das Leben fortan gemeinsam zu zwingen. Schön war das! Und er, der Vater, würde nicht abseits stehen, würde sich nicht auf das Altenteil des Herzens zurückziehen brauchen, weil er etwa fürchten müsse, den beiden jungen Menschen im Wege zu sein. Er durfte sich ihres Glückes neidlos freuen.

Oft hatte er darüber nachgedacht: wer das wohl sein würde, dem sich die Martine einmal zu eigen gab. Nun war es also entschieden; und diese Wahl entsprach äußerlich nicht dem, was durch die Voraussetzung gegeben war: — kein alter Adel, kein Emporsteigen auf der gesellschaftlichen Leiter.

Doch das verschlug nichts; das war kein unentwirrbares Problem. Der Mann, an dessen Bett in dieser Sekunde wohl die Martine kniete — der Mann, der heute das Herz

eines stolzen, jungen Weibes und den leuchtenden Glanz einer schönen, großen Liebe gewonnen, der hatte sich all dies Glück aus sich heraus geschaffen.

Der Geheimrat war zum Fenster getreten. Jenseits des Sanatorium-Gartens liefen die Schienenstränge der Hamburger Bahn. Ein D-Zug keuchte heran, donnerte vorüber, schrumpfte in der Ferne zusammen. Er sah ihm nach, bis die Wagen hinter einer Biegung verschwanden.

Und während von der alten gemalten Porzellanuhr auf dem Kaminsims die rinnende Zeit silbern in die Stille des Zimmers tropfte, gedachte der alte Geheimrat von Laar wieder eines Wortes, das er mal als junger Referendar oder Assessor gelesen und das ihn durch all die Jahre begleitet hatte bis auf den heutigen Tag:

„Habt ihr Geschichte in euch erlebt, Erschütterungen, weite, lange Traurigkeiten, blitzartige Beglückungen? Habt ihr den Wahn und das Wehe der guten und auch der schlechten Menschen wirklich getragen? Dann erst redet von Moral, dann erst redet von Schuld — sonst nicht."

Seine Tochter hatte das Krankenzimmer betreten; die Tür war leise hinter ihr ins Schloß gefallen. Neben der stand sie, stand an die Wand gelehnt und atmete hastig; und starrte mit großen, verschleierten Augen zu dem Bette hinüber, aus dem sich bei ihrem Eintritt jählings Hans Torunn aufgerichtet hatte.

Sekundenlang war das so. Nervenpeitschende Spannung zitterte über dem kleinen Gemach.

Und dann löste sich Martine langsam von ihrem Platze und tat Schritt um Schritt näher an das Bett heran.

Und wie aus unendlicher Ferne klang ihre Stimme, klang fremd und heiser, als sie flüsterte:

„Hans, draußen wartet mein Vater .... und ich bin hierher gekommen, weil wir hörten, daß Sie ...."

Hans Torunn war in die Kissen zurückgesunken. Ein weißlicher Schein ging über sein Gesicht.

„Sie kamen aus Mitleid, Martine .... Ich aber will das nicht — ich brauche kein Mitleid; ich trage alles für mich."

Sie hatte sich auf dem Stuhle neben dem Bette niedergelassen. Sie bog sich vor und griff nach seinen Händen. Und plötzlich jagten ihr die Worte von den Lippen. Sie wußte nicht, was sie sprach. Es war ein Feuer in ihr; eine brennende, verhetzte Sehnsucht, in dieser Stunde nur wahr zu sein.

„Nicht aus Mitleid, Hans. Aber ich weiß jetzt, wer mich damals an jenem achten Dezember aus den Flammen rettete ... Und ich weiß auch, weswegen Sie das Duell hatten .... Alles meinetwegen. Alles meinetwegen! Und ich habe nichts davon geahnt, nichts gewußt."

Er sagte zwischen den Zähnen: „Weil ich für Sie nur einer von vielen bin, einer der Vielzuvielen."

Sie hielt noch immer seine Hände in den ihrigen. Sie fühlte das jagende Hämmern seines Blutes. Und wußte: jeder Pulsschlag gilt nur ihr — nur ihr.

„Wollen Sie mir nichts ersparen, Hans? Wollen Sie mich zwingen, Ihnen zu sagen, daß Sie für mich nicht einer von den vielen sind, daß Sie mir ... mehr gelten, als mir je ein Mann gegolten hat; daß Sie der erste Mann sind, der mein Herz in Fesseln schlug."

Hans Torunn antwortete ihr nicht. Er hatte sie an sich gerissen. Zwei Menschenkinder hatten sich fürs Leben gefunden, die sich bekämpft, weil sie in Trotz und selbstbewußter Verschlossenheit einander zu ähnlich gewesen waren....

—: Ende. :—

Der Vagabund.

Erinnerung von **Miska Kruse-Berlin.**

Ich bin Schwester gewesen, Krankenpflegerin, lange, lange Jahre, und bin nun alt und müde und die Erinnerungen kommen in meine Einsamkeit. Da ist es besonders *eine* Geschichte aus meiner Jugend, die immer seltsam an meine Seele rührt.

Ich übernahm damals in einer kleinen, vornehmen Handelsstadt die Pflege einer alten Dame. Das weiße Haus lag wunderschön in einem Riesenpark mit uralten Bäumen und nur die alte Frau und ihr Sohn wohnten darin. Es waren beide harte, kalte Menschen; aber wer gut beobachtete, der merkte wohl, mit welch' verzehrender Leidenschaft die Mutter an dem Sohne hing, wenn man es auch niemals mit Worten hörte.

Schweigend vergingen die Tage, nur täglich von den Besuchen des alten Hausarztes Heinsen unterbrochen. Ich fuhr die alte Dame in ihrem bequemen Rollstuhl im Park spazieren und las ihr auch draußen unter den hohen, alten Bäumen vor, wenn die warme Frühlingssonne es gestattete. Ein persönliches Gespräch führten wir nie. Sie war immer kalt und verschlossen. Nur ein einziges Mal sah ich sie außer Fassung.

Wir saßen in ihrem Arbeitszimmer, einem düsteren, unfreundlichen Raume und kramten in einigen Laden, um in den Papieren Ordnung zu schaffen. Verschiedene Papiere mußte ich ihr hinüberreichen und plötzlich fiel aus einem Stoß vergilbter Briefe die Photographie eines Knaben. Es war ein wunderbares, strahlendes Gesicht mit einem Kopf voll wirrer Locken. Ich hob das Bild auf und reichte es ihr; aber entsetzt ließ ich die Hand sinken. Das sonst strenge, weiße Gesicht war gerötet und verzerrt. Sie riß mir das Bild aus der Hand, schleuderte es in die Lade zurück und schrie mit einer schrecklichen Stimme: „Mußt du mir jetzt noch vor Augen kommen, jetzt so nahe vor meinem Ende, und meine Ruhe stören, du Vagabund!"

Ich erschrak furchtbar und fragte nachher am Abend Mine, die alte Haushälterin, die seit langer Zeit im Hause war, wer das schöne Kind gewesen sei. Und sie erzählte, daß dies der jüngere Sohn sei, den man verstoßen hatte, weil er ein Künstler werden wollte. Seit zwanzig Jahren sollte er nun in Wien leben; niemand bekümmere sich mehr um ihn. Mine weinte dabei und es wurde mir klar, daß dieses Haus nicht immer so ernst und finster gewesen war. —

Seit diesem Tage ging eine Veränderung in dem Befinden meiner Patientin vor sich. Sie fiel sichtlich zusammen und saß stundenlang apathisch da. Nur für ihren Sohn zeigte sie Leben und Interesse, wenn er mit seinen Angelegenheiten zu ihr kam. Doch konnte sie das Bett nicht mehr verlassen und eines Morgens bereitete mich Doktor Heinsen auf das nahe Ende vor. Ihr Sohn Egon war zu geschäftlichen Sitzungen nach Berlin gefahren und der Arzt bat mich, an ihn zu telegraphieren. Ich fragte ihn, ob man nicht auch den anderen Sohn benachrichtigen müsse, und er gab mir nach einigem Zögern seine Adresse, wies mich aber an, ihn keinesfalls zur Sterbenden zu führen, da sein Anblick sie zu sehr erregen würde. So gab ich die beiden Telegramme auf. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, doch die beiden großen Fensterflügel im Zimmer der alten Dame waren fest geschlossen und verhängt; sie lag den ganzen Tag und die folgende Nacht ruhig in ihren Kissen. Erst am nächsten Morgen wurde sie unruhig, murmelte und rief oft nach ihrem Sohn. Ich beruhigte sie, aber sie hörte gar nicht auf mich. Am Nachmittag wurde ihr Verlangen nach dem Sohne immer heftiger, und sie jammerte oft laut. Doktor Heinsen und ich erwarteten stündlich seine Ankunft, aber groß war unser Schrecken, als plötzlich ein Telegramm von ihm kam mit der Mitteilung, er könne erst in der Nacht eintreffen, da er noch spät am Abend eine wichtige Sitzung habe.

So wurde es langsam Abend. Das Jammern der Kranken wurde zu lautem Schreien, sie begann zu fiebern und zu phantasieren. Doktor Heinsen und ich waren fruchtlos bemüht, sie zu trösten; sie sah an uns vorbei zur Tür mit großen, sehnsüchtigen Augen ...

Ich konnte den Jammer der alten Frau, die sonst so kalt und unbeugsam war, nicht mehr mit ansehen und ging in den Garten hinunter. Tränen verdunkelten meine Augen, aber als ich sie aufschlug, sah ich einen Mann vor mir stehen, der seine Blicke langsam vom Hause abwandte und mich nun plötzlich mit großen, glänzenden und zugleich ernsten Augen ansah. Ich erschrak, und wußte doch im nächsten Moment, wer dieser Mann war. Zwar ringelten sich nicht mehr wilde Knabenlocken um seine Stirn; das kurz verschnittene Haar zeigte nur ein ganz leises Bestreben, sich an der Stirn und an den Schläfen zu kräuseln. Aber diese Stirn war noch die Kinderstirn, blank, faltenlos und rein. Er sagte mit einer klingenden und doch ernsten Stimme: „Lebt meine Mutter noch?" Ich nickte, sagte ihm aber dann offen, daß er nicht zu ihr könne, weil sie ihn nicht sehen wolle. Er schien dies erwartet zu haben, denn er antwortete nichts, blickte nur nochmals an dem Hause empor und sah mich dann wieder mit seinen seltsamen Augen an.

Wir gingen ins Haus. In der Diele kam uns Doktor Heinsen entgegen; auch er erkannte den Ankömmling sofort, ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand. Flüsternd teilte er uns das Befinden der Kranken mit und machte uns aufmerksam, daß er befürchte, der Tod würde eintreten, ehe die Mutter Abschied von ihrem abwesenden Sohne genommen habe. Schweigend und bedrückt ließen die beiden Herren sich nieder, während ich zu der Kranken zurückkehrte. Sie fieberte sehr stark und sprach unausgesetzt mit Egon. Einmal schien es ihr, als sei er an ihrem Bett, dann wieder rief sie in flehenden Lauten nach ihm. Ich beschloß, noch einmal dringend zu telegraphieren und verließ den Raum.

Als ich nach ein paar Minuten zurückkehrte, hielt mich eine Hand zurück. Ich blickte in das seltsam leuchtende, feierliche Gesicht des Sohnes, den sie den Vagabunden nannten. Er hatte das Haar glatt zurückgebürstet nach der Art

des älteren Bruders und auch dessen schwarzsamtnen Hausrock angezogen. Er sah ihm in diesem Moment ähnlich, vor allem auch dadurch, daß seine Züge sich mühten, den Ausdruck des Älteren anzunehmen. Er lächelte mich wehmütig und gütig an und ging an mir vorbei in das Zimmer der Sterbenden, ohne daß ich ihm wehren konnte.

Ich lauschte angstvoll und vernahm plötzlich die Stimme der Mutter: „Egon, mein Kind, so bist du noch zu deiner Mutter gekommen. O, mein Kind, mein liebes, liebes Kind!“ — Ich begann zu weinen und mußte mich zurückziehen. Als alles so still blieb, näherte ich mich aber doch wieder der Tür und öffnete sie ein wenig. Da sah ich den Sohn knien am Bett der sterbenden Mutter. Sie streichelte sein Haar und flüsterte ihm letzte Wünsche und Liebesworte zu. Mit keinem Worte gedachte sie des jüngeren Bruders, mit keinem Gedanken; jeder Atemzug gehörte dem Erstgeborenen. Sie sagte ihm: „Egon, alles gehört dir. In meinem Schreibtisch liegt mein letzter Wille festgelegt. Du bist reich, mein Kind, ungeschmälert kommt der ganze Besitz in deine Hände.“ Sie schloß die Augen, atmete stolz und beseligt.

Und der, der die Stelle des älteren Bruders vertrat, küßte ihre Hände mit Tränen, flüsterte Dankesworte und ließ sich von den zitternden Händen streicheln . . . Sie röchelte, er hob sie sanft und stützte sie mit Kissen.

Als dann der Atem langsam zu verlöschen begann, zog er sich leise zu dem Fenster zurück und öffnete weit die Flügel. Die Luft des schönen Frühlingsabends kam in weichen Wellen in das Sterbezimmer. Zaghaft und unendlich süß hob der Vagabund an zu pfeifen, wie ein kleiner verschlafener Vogel. Dann waren es mehrere; immer jubelnder, trillernder und süßer wurden die Vogeltöne und erstarben endlich in einem leisen Zwitschern.

Doktor Heinsen trat an mir vorbei an das Bett der Toten. Er winkte mich heran. Selig lächelnd lag die alte Frau da, friedlich eingeschlafen . . . Wir blickten uns nach dem Sohne um. Er stand versonnen da und blickte in den blaßblauen Frühlingshimmel. Doktor Heinsen ging zu ihm hin und umfaßte seine Schulter: „Dir verdankt sie diese leichte, schöne Sterbestunde. Du darfst nicht traurig sein, Georg. Was wissen wir von den letzten Augenblicken einer Toten? Vielleicht hat sie doch gewußt, daß du bei ihr bist, Georg, denn sie hat die ganzen zwanzig Jahre nicht s o voll Frieden gelächelt.“ — Georg antwortete nichts. Er schien verwirrt und verlegen über die Worte des alten Freundes. Aber dann löste er sich sanft. Seine Stirn war voll Heiterkeit und keine Bitterkeit störte das Leuchten seiner wunderbaren Augen, als er sagte: „Nun muß ich gehen, denn Egon wird schwerlich verzeihen, was der Vagabund da wieder getan hat. Möge er glücklich werden. Ich gehe leicht, denn das letzte Band, das mich an meine Heimat geknüpft, hat sich sanft und schmerzlos gelöst. Leben Sie wohl, mein alter Freund, ich danke Ihnen, daß Sie mich gerufen haben.“ Mir nickte er zu, ein klein wenig lächelnd und auch wehmütig. Dann ging er hinaus.

Draußen hörten wir ihn scherzen mit der alten Mine; seine warme, klingende und doch ernste Stimme füllte einige Sekunden unsere Ohren.

Dann fiel mit dumpfem Laut die Haustüre hinter ihm zu.

Die Gratis-Dame.

Von Egon Roska.

(Nachdruck verboten.)

Vor einiger Zeit bestieg ich am Spittelmarkt gemeinsam mit einem Bekannten die „Elektrische“. Wir fuhren in einem Wagen, dessen Endziel die Ebersstraße in Schöneberg ist.

Am Dönhoffplatz stiegen mehrere Personen ein, darunter eine Dame, welche in der äußersten Ecke des Wagens Platz nahm. Mein Bekannter, der eine außerordentliche Personalkenntnis im Westen Berlins besitzt — leider hat der gute Mann es nicht nötig, Geld zu verdienen, er würde dank dieser Personalkenntnis und einem überraschenden Spürsinn jedem Detektiv-Bureau oder der Kriminalpolizei unschätzbare Dienste leisten können — fixierte jene Dame, deren durchaus würdiges Äußere nichts Auffälliges an sich hatte, und flüsterte mir zu: „Passen Sie auf, die ist irrtümlich in einen falschen Wagen gestiegen!“

Da an der Charlottenstraße und an der Friedrichstraße wieder mehrere Personen eingestiegen waren, hatte der Schaffner viel zu tun und kam erst nahe der Mauerstraße an jenes äußere Ende, wo die Dame, welche meines Bekannten Aufmerksamkeit erregt hatte, saß. Der Schaffner riß ein Billett vom Block, die Dame wollte eben ihr Geld hinreichen, da fragte sie noch vorsichtig:

„Der Wagen fährt doch nach dem Nollendorfplatz?“

„Nein, nach Schöneberg, Ebersstraße.“

„Ach, da muß ich heraus, da bin ich falsch aufgestiegen!“ Mit diesen Worten erhob sie sich und eilte auf den Hinterperron, um dort bis zur nächsten Haltestelle zu warten.

Der Schaffner hatte nichts erwidert; er hatte nur etwas ärgerlich das bereits abgerissene Billett in seinen Block wieder hineingesteckt.

Als die Dame den Wagen verlassen hatte, sagte mein Bekannter: „Nun besteigt sie wieder einen angeblich falschen Wagen und fährt mit dem bis nach der Potsdamerstraße. Und so irrt sie sich weiter, bis sie dicht vor ihr Haus umsonst gefahren ist!“

„Aber das ist doch offenbarer Betrug!“ rief ich aus.

„Ja, wer könnte ihr den nachweisen! Wer kann behaupten, daß sie sich nicht wirklich geirrt hat! Ich kenne sie lange, habe sie oft beobachtet, daher weiß ich's; kenne auch manche ihrer anderen kleinen Mogeleien, die sie treibt. In unserem Bekanntenkreise, wo mir mancherlei von ihr erzählt wurde, wird sie die Freifrau von Freiesleben genannt. Sie ist natürlich keine Baronin, noch überhaupt von Adel, hat wohl einst bessere Tage gesehen und sucht das Einkommen, das ihr die Zinsen eines kleinen, ihr von ihrem Gatten hinterlassenen Kapitals gewähren, durch solche kleinen Vorteile, die sie sich überall zu verschaffen weiß, aufzubessern. Ihr Mann hatte ein flottgehendes Geschäft, da lebte sie in guten Verhältnissen, nun muß sie sich durchstümpern!“

„Mein Gott“, rief ich aus, „da ist sie vielleicht eher zu bedauern als zu verurteilen. Sie ist sich vielleicht gar nicht der Unredlichkeit ihrer kleinen Mogeleien bewußt, die sie begeht!“

„Richtig! So ist's!“ antwortete mein Bekannter. „Da kommt eben der praktische Sinn der Frauen dazu. Na, schlimme Sachen macht sie ja auch nicht, und ich möchte wetten, die Freifrau von Freiesleben hat manche Genossin, die es ähnlich treibt. Sie hält zum Beispiel stets ein paar Tagesblätter, für die sie keinen Pfennig Abonnementsgebühr bezahlt.“

Ich mache eine fragende Miene.

„Na, das macht man sehr einfach“, erklärte mein Bekannter. „Sie bestellt von den Zeitungen Probeabonnements. Fortwährend offerieren ja die Zeitungsverleger, um den Abonnentenkreis zu heben, Gratis-Probeabonnements auf kurze Zeit. Von Monats- und Wochenschriften läßt man sich Probeexemplare schicken von Lieferungswerken die Anfänge, die alle gern gratis abgegeben werden. Natürlich bestellt sie dann niemals weiter. Jedes neue Nahrungsmittel probiert die Freifrau von Freiesleben. Da bekommt sie ganze Kisten und Pakete gratis ins Haus geschickt. Und die moderne Reklame kommt ihr dabei sehr zu statten. Eine Zigarettenfabrik verteilt reizende Notizbücher, zu Reklamezwecken, eine weltberühmte Cakesfirma allerliebste Messerchen, eine Zichorienfabrik Porzellangegenstände, Freifrau von Freiesleben läßt sich alle diese Sächelchen kommen. Sie hat entzückende Reklamebilder und -spiegel und ein ganzes Lager von Ansichtskarten, die ihr auf eine kurze Bestellung gratis ins Haus geschickt werden.“

„Na, immerhin kostet sie das doch eine Masse Schreibpapier und Porto!“ warf ich ein.

„O nein“, war die Antwort. „Da unterschätzen Sie die Freifrau von Freiesleben. Alle ihre Organe sind darauf geschärft, möglichst frei oder billig durchs Leben zu wandern. Da existiert irgendwo eine Firma, welche Postkarten, die mit ihrer Reklame versehen sind, billiger oder gratis abgibt. Die Freifrau ist die beste Abnehmerin dieses Hauses. Und dann vergessen Sie, daß die Loshändler mit ihren Offerten, denen frankierte Kuverts zur Bestellung beilegen, für Marken-Vorrat sorgen. Freifrau von Freiesleben läßt nichts umkommen. Ihr Wahlspruch heißt: „Alle Vorteile gelten!“

„Wenn's nur immer bei so harmlosen Dingen bleibt!“ meinte ich.

„Ja, wenn's nur immer dabei bliebe!“ antwortete mein Bekannter. „Aber Sie kennen doch die Fabel vom Wolf, der die kranken Schafe für tot und die gesunden für krank hielt, weil's ihm erlaubt war die toten zu fressen. Die Mogeleien auf der Straßenbahn sind schon schlimmer, und von noch böseren Dingen der Freifrau habe ich gehört. Sie läßt sich Kleider anfertigen bei Schneiderinnen und Schuhe bei Schuhmachern, und wenn die Sachen fertig sind, dann streitet sie herum, die Sachen seien nicht gut gemacht, sitzen nicht, seien nicht nach Bestellung gefertigt, und jene Leute haben dann das Nachsehen. Bei solchen Prozessen kommt bekanntlich nichts heraus, da einigen sich denn lieber die Leute mit der Freifrau. Sie bezahlt ihnen den dritten Teil für die „völlig unbrauchbaren“ Sachen, und dann sitzen sie plötzlich ganz gut und sind vortrefflich verwendbar. Ja, ganz zweifelsohne ist das Treiben dieser Freifrau von Freiesleben doch nicht und deshalb ist's gut, daß man vor der Nachahmung ihrer Handlungsweise warnt.“

Also alles in allem keine angenehme Person, diese „persona gratis!“ resümierte ich.

Helene oder der Schlüsselbund.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt nichts Verlogeneres als Sprichwörter. Z. B., daß die Tugend immer ihren Lohn findet, ist ein weitverbreiteter, durch das bekannte Sprichwort propagierter Irrtum. Hören Sie die Geschichte, welche Helenen passierte, und Sie werden in der Anwendung von Sprichwörtern vorsichtig werden.

Helene ist eine mit allen hausfraulichen Tugenden ausgestattete, mit wirtschaftlicher Weisheit gesättigte, bürgerliche Ehefrau. Fragt sie nach einem Rezept für Blätterteig, nach einem Hausmittel für Keuchhusten, nach dem besten Schnitt für Herren-Unterhosen, Kinder Sabberlätzchen oder Topflappen, und sie wird euch mit milderhabenem Lächeln zutreffende und erschöpfende Auskunft geben. Ich muß das wissen, denn Helene ist, wie ich nebenbei mit Stolz bekanntgeben kann, meine eigene Frau. Es würde aber eine gewisse Überheblichkeit meinerseits bedeuten, wenn ich sie, um mich im Abglanz ihrer Tugenden zu sonnen, in dieser Geschichte als „meine Frau" aufführen wollte, ich nenne sie daher neutral und objektiv einfach Helene. Lenchen wäre unpassend.

Helene also besitzt einen Schlüsselbund. Er ist nicht nur Symbol, er ist faktisch und praktisch von Bedeutung. Er wird manchmal vermißt, aber er findet sich wieder, und zwar an ganz verzwickten Orten — zwischen den zu stopfenden Strümpfen oder in der Tiefe eines Kleiderschranks oder im Innern eines Klubsessels. Alle Schlüssel hängen an ihm, eine kleine, harmonisch verbundene Gemeinde, und wenn die schaffende Hausfrau geflügelten Schrittes die Räume durchwandert, vollführen sie, am Gürtel hängend, das liebliche Geläute, das dem Ohre des Dichters so wohl tut.

Viel schrecklicher als die ungewollten und vorübergehenden Verluste des Schlüsselbundes sind für das Gemüt der Hausfrau die Momente bewußter Trennung und damit Preisgabe ihrer Verfügungsmacht. Helene ist durch und durch mit Häuslichkeit imprägniert; aber läßt es sich vermeiden, daß sie hin und wieder die Glut des Herdes löschen und sich hinaus in die weite, weite Welt begeben muß? Das sind die Stunden, in denen die besinnliche Klugheit der Hausfrau Orgien des Scharfsinnes feiert.

Wir machen einen Sonntagsausflug. Die letzte Hand ist an das Räderwerk der Wirtschaft gelegt, das Mädchen hat die Fülle der Weisungen stumm und zitternd in Empfang genommen. Schon stehen Gatte und Kinder harrend vor der Tür, da setzt Helenens große Aktion ein. Sie nimmt einen Schlüsselbund, vergräbt ihn in den tiefsten Gründen des Wäscheschranks, schließt diesen selbst ab, trägt den Schrankschlüssel in die Speisekammer, legt ihn auf das Bordbrett hinter zwei Riegel Waschseife, bringt den Speisekammerschlüssel in den Keller und legt ihn unter das leere Gurkenfaß, ersteigt mit dem Kellerschlüssel der Bodentreppe und verbirgt ihn in Himmelsnähein dem alten, gestickten Reisekoffer, den Kofferschlüssel unter den Wäschekorb, den Bodenschlüssel im Büffet des Eßzimmers, den Büffetschlüssel unter die Portiere, den Eßzimmerschlüssel im Garderobenfach des Korridors, den Korridorschlüssel unter dem Abtreter, den Haustürschlüssel unter dem Blumentopf im Vorgarten und den Schlüssel zur Gartentür in ihrem Handtäschchen, das den Ausflug mitmachen darf und so Gott will, auch gut überstehen wird. Und nun kommt, ihr verruchten Einbrecher, ihr habt einen verdammt schweren Stand und ein saures Stück Arbeit vor euch! Ha, ha, wie ich hohnlache, wenn ich mir eure verdutzten Gesichter vorstelle!

Wir ziehen ab, gleich nach uns natürlich unser Mädchen. Wie sie es ohne Sprengung zahlreicher Verschlüsse fertig bringt, wird ewig ein Rätsel bleiben. Aber Tatsache ist, daß sie erst morgens um 3 Uhr sehr erschöpft — von einem Besuch bei der kranken Großmutter — wiederkehrte. Doch das nur nebenbei. Wir selbst waren schon um 11 Uhr nach den üblichen Erlebnissen — verpaßter Zug, Platzregen, befleckte Kinderkleider usw. usw. — zurück. Und nun galt es, das Garn der Schlüsselfolge von rückwärts wieder abzuwickeln. Es gelang auch, wenngleich mit einigen Hemmungen infolge verzeihlicher Gedächtnisirrtümer. Immerhin, um halb eins standen wir in froher Erwartung am Ausgang unserer Reise, dem Wäscheschrank, der den Schlüsselbund barg. Doch an ihm unter vielen anderen auch der Schlüssel zum Eßschrank, in dem der Rollschinken, Brot, Butter, Käse und die Satten mit der sauren Milch des Verzehrens gewärtig harrten.

Einbrecher sind brutale, gedankenlose Persönlichkeiten, bar jeden Verständnisses für tiefgründige Erwägungen. Unter Umgehung des ihnen vorgeschriebenen Weges waren sie mittels der Leiter vom Hofe aus in die Schlafstube eingestiegen und hatten mit roher Gewalt die Schranktür erbrochen.

Helene wird das nächstemal noch einige weitere Sicherungen einschalten und sie denkt, daß wir's schließlich doch schaffen werden.

Pink-Pink.

Bunte Chronik

* **Amerika vor einer Autoübersättigung.** Es ist jetzt gerade ein Vierteljahrhundert vergangen, seitdem die amtliche Statistik in Amerika die Automobil-Produktion zu erfassen angefangen hat. Im Jahre 1899 waren es 3 700 Stück. Im Jahre 1913 stellten die Fabriken über 4 Millionen Automobile her, im Jahre 1923: 3 500 000. Die Zahl der in den Unionsstaaten und -territorien registrierten Kraftwagen ist von 1 711 399 im Jahre 1914 auf 17 740 000 im Jahre 1924 emporgeschnellt. Niemand kann genau sagen, wieviele Automobile die Vereinigten Staaten zu absorbieren vermögen; aber gewisse Anzeichen deuten eine Höchstmöglichkeit der Aufnahmefähigkeit an. Wenn jeder männliche Amerikaner, in den Vereinigten Staaten geboren, im Alter von über 20 Jahren im Jahre 1920 ein Automobil besessen hätte, so wären es rund 20 000 000 gewesen. Heute sind rund 16 000 000 Automobile in Gebrauch. Der Durchschnittswagen hat eine Lebensdauer von etwa acht Jahren, d. h. also, daß nicht viel mehr als 2 000 000 im Jahr hergestellt werden müßten, um die Zahl auf diesem Stand zu halten. Die U. S. A. haben aber in Wirklichkeit über 4 000 000 produziert. Die tatsächliche Produktionsfähigkeit der Fabriken beträgt mindestens 4 750 000 im Jahr. Es bedarf nur einer einfachen Rechnung, um zu der Vorhersage zu gelangen, daß der Sättigungspunkt bald erreicht sein wird. Nehmen wir an, er liege, was schon sehr hoch gegriffen ist, bei 24 000 000. Dann ist nur noch eine jährliche Produktion von 3 000 000 erforderlich, um die ausgedienten Automobile zu ersetzen, und wenn nicht der Überschuß nach den andern Kontinenten abfließt, so wird beinahe die Hälfte der Fabriken dauernd stillgelegt sein. Vor diese Aussicht wird sich die amerikanische Automobilindustrie in Kürze gestellt sehen.

*

* **Die Gentlemen-Einbrecher** sind — wenigstens in Amerika — kaum mehr von wirklichen Gentlemen zu unterscheiden, höchstens, daß sie sich oft besser zu benehmen wissen. So wurde jüngst ein Herr Rubenstein, der mit seiner pelz- und juwelenbehängten Frau ein Hotelfoyer betreten wollte, vor der Tür auf offener, allerdings abenddunkler Straße angehalten. Er sah sich drei tadellos gekleideten Herren sowie drei Revolvermündungen gegenüber. „Wir bedauern unendlich, Sie belästigen zu müssen", sagte der Anführer, in dessen linkem Auge ein Einglas blitzte, der aber doch nicht gentlemanike genug war, Herrn Rubenstein und seiner Gattin ihr Geld und ihre Juwelen zu lassen. Auf Pelze legten die Herren keinen Wert, vielmehr begnügten sie sich mit neun Ringen, einer Perlenkette und barer Münze, worauf sie, Entschuldigungen wegen der Belästigung stammelnd, ihr Auto bestiegen und davonfuhren.

Lustige Rundschau

* **Netter Mieter.** Fischers haben einen neuen Untermieter gekriegt. Nachdem der Kontrakt unterzeichnet ist, sagt Herr Fischer: „Na, dann ist ja alles in Ordnung. Hoffentlich geht's mir nun nicht so mit Ihnen wie mit dem vorigen Mieter." „Wie ist es Ihnen denn mit dem ergangen?" „Ach, der wollte immer keine Miete zahlen. Und dabei war er so rabiat. Als ich einmal kassieren kam, da schrie er mich an: ‚Machen Sie, daß Sie rauskommen, sonst kriegen Sie solche Keile, daß Sie Ihre Knochen im Schnupftuch wegtragen können!'" „Das kann Ihnen bei mir nicht passieren", meinte der neue Mieter. „Ich habe eine Bulldogge, die frißt die Knochen."

*

* **Zurückweisung.** Hausfrau: „Hier habe ich ein Paar Stiefel von meinem seligen Mann, wenn sie Ihnen passen . . ." Bettler, die arg zerrissenen Stiefel betrachtend: „Ach, Gnädigste, behalten Sie sie lieber, vielleicht heiraten Sie nochmal!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.